

## SCH. J. AGNON UND GOTTFRIED KELLER

### *Ein Geburtstagsbrief an Moses Calvary*

Lieber Calvary!

Du wirst mir erlauben müssen, Dir Deinen letzten Brief öffentlich zu beantworten, und zwar aus einem zeitlichen und einem inhaltlichen Grunde. Der Zeitliche: diese Antwort fällt in die Wochen, in denen sich Deine Freunde und Verehrer auf Deinen 60ten Geburtstag vorbereiten; der inhaltliche: Du rührst eine Frage an, die nicht nur uns beide betrifft.

Das Persönliche werden wir, um Deinen unausgesprochenen Wünschen in dieser Beziehung entgegenzukommen, recht schnell miteinander abmachen. Du kennst unsere Liebe, Verehrung und Dankbarkeit. Unsere Wünsche für Dich aber darf ich mit den Worten eines Deiner Meister, *Pestalozzis*, aussprechen, dessen gesegneten Lebensertrag zu ermessen die bürgerliche Elie der "Erfolge" allzu kurz war; es steht in "Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" und heißt:

"Man hat mir in meinen Knabenschuhen schon gepredigt, es sei eine heilige Sache um das von unten auf Dienen. Aber ich habe jetzt erfahren, um Wunder zu leisten, muß man mit grauen Haaren von unten auf dienen."

So schrieb Pestalozzi, von Burgdorf aus, um die Mitte des sechsten Lebensjahrzehnts. Er hat dann noch über 20 Jahre hindurch "Wunder geleistet", wie Du weißt.

Und nun zur Sache!

### I.

"Es wäre der Mühe wert, wieder einmal zu untersuchen, worin die Neuheit in der Poesie bestehe; wahrscheinlich käme dabei heraus, daß es überhaupt nichts Neues gibt unter der Sonne. Seit man chinesische Liederchen kennt, welche eine melancholische Landschaftsstimmung ausdrücken, genau wie etwa Lenaus Schilflieder, kann man nicht mehr hoffen, mit etwas menschlich Neuem aufzuziehen, wenn man nicht die ethnographischen und dergleichen Dinge für das poetisch Neue halten will."

Gottfried Keller in dem Aufsatz "Der Mythenstein".

Du teilst mir mit, ein jüdisch-russischer Mensch, dem Du Kellers "Sieben Legenden" zu lesen gabst, habe nach der Lektüre ausgerufen: "Das ist Agnon!", und Du fragst nach meiner Ansicht über diesen Vergleich. Vermutlich fragst Du in sokratischer Absicht und weißt die Antwort besser als ich, aber da sich alle Deine Freunde — wohl nicht nur die um viele Jahre jüngeren — mit Vergnügen und Nutzen darein gewöhnt haben, Deine Schüler zu bleiben oder es doch immer wieder zu werden, will ich Dir die Ergebnisse meiner Überlegungen gerne mitteilen.

Diese bezogen sich zunächst auf die Fragestellung selbst, die Du ja nicht grundsätzlich mißbilligen wirst, wenn Du sie an mich weitergibst. Die Generationen unserer — Deiner wie meiner — Eltern und jüdischen Lehrer hätten vielleicht in ihrer Art das Problem der Beziehung zwischen Keller und dem Judentum gleichfalls aufgeworfen, aber in einer ganz anderen Richtung: sie hätten sich an der Freundschaft und dem Briefwechsel zwischen Keller und seinem "Entdecker" Berthold Auerbach erbaut, des Halbjuden Paul Heyse schöne Verse über den "Shakespeare der Novelle" zitiert, mit berechtigtem Stolz vermerkt, daß Julius Rosenberg, der Herausgeber der *Deutschen Rundschau*, C.F. Meyer, Keller und Storm in seiner Monatsschrift vereinigt und dadurch den durch keine persönliche Begegnung getrübbten literarischen Lebensbund zwischen den beiden letztgenannten gestiftet hat. Weiter hätten sie sich über die entschiedene Stellungnahme des Herrn Ersten Staatsschreibers zugunsten der Züricher Judenemanzipation nachträglich gefreut und sich kaum daran gestoßen, daß seine Argumentation im Entwurf eines — nicht genehmigten und posthum gedruckten — "Bettagsmandats" noch im Jahr 1862 die assimilationsfreundliche der Clermont de la Tounère, Hardenberg usw. war: "Was der verjährten Verfolgung und Verachtung nicht gelang, wird der Liebe gelingen; die Starrheit dieses Volkes in Sitten und Anschauungen wird sich lösen . . ."

Andere Äußerungen aber hätten unseren Vätern und Lehrern unbehaglicher geklungen, so jene Frymanns im "Fähnlein der sieben Aufrechten", der, beinahe wie Thukydides zu Beginn des peloponnesischen Krieges, das Recht und den Segen der Sterblichkeit, des irdischen Endes für das eigene Volk ausdrücklich in Anspruch nimmt, um aber dann fortzufahren: "Oder wollt ihr einst ein Dasein dahinschleppen wie der ewige Jude, der nicht sterben kann, dienstbar allen neu aufgeschossenen Völkern, er, der die Ägypter, die Griechen und Römer begraben hat?" Keineswegs aber hätte die Generation vor uns irgendwelche Spuren jener "Krankheit, sein zu wollen, was man nicht ist"; bei sich selber entdeckt, die in den "Züricher Novellen" so nachdrücklich geißelt wird.

Die neue Frage "Keller und Agnon" hat ein ganz anderes Gesicht: sie geht nicht auf Kellers unmittelbare Beziehungen zu Juden und jüdischen Dingen, sondern sie vergleicht, von einem wiedergewonnenen jüdischen Selbstbewußtsein her, zwei schöpferische Geister innerhalb zweier unabhän-

giger, doch so sich beegnender kultureller Ganzheiten, nicht auf ihre "Beziehungen", sondern gleichsam auf ihren "Stellenwert" hin. Daß deutsche Juden heute diese neue Fragestellung aufzunehmen vermögen, bedeutet eine tiefe Wandlung gegenüber der Emanzipationszeit; daß sie aber von einem russischen Juden ausgeht, bezeugt, daß wir auch als "Verwurzelte" nicht auf jenen Zusammenhang mit der Kulturmenschheit verzichten wollen, den Keller "Humanität" genannt hat.

Dies alles lehrt uns schon die Frage selbst. Aber wie ist sie zu beantworten?

## II.

"Alles Edle und Große ist einfacher Art"

Gottfried Keller in einem Bettagsmandat  
der Züricher Regierung.

*Agnons* dichterische Gestalt hat sich uns erst jüngst neu vergegenwärtigt: in dem Roman *Sippur Paschut* ("Eine einfache Geschichte") und der Sammlung aggadischer Erzählungen (etwa: "In Muße und Ruhe", vgl. Jes. 30, 15). So umfaßt die Gesamtausgabe des Schockenverlages statt bisher vier nun gleich sechs Bände, denn Agnon wollte, wie er einmal gestand, keine fünfbandige Ausgabe veranstalten — fünf Bände hat allein das *Chumasch*, die Thora!

Beide Werke haben einen leisen Märchentönen, nur ist er in dem Roman so traurig wie das wirkliche Leben des *Galuth*, in den aggadischen Erzählungen so heiter wie der Himmel *Erez Israels*, unter dem die meisten von ihnen spielen, wenn auch in vergangenen Tagen oder Stimmungen. Diese Stoffaufteilung ist bezeichnend: auch dieser Dichter vermag noch ebensowenig wie Bialik das neue Leben Palästinas zu gestalten — es sei denn in der scharfen Ironie früherer Novellen wie etwa "Der Sandhügel" —, aber die Vergangenheit der galizischen Heimat wird er nicht müde, immer wieder zu schildern, sanft zu ironisieren und — zu verklären.

Wieder sind wir in *Schibusch*, dem "fehlerhaften", wie Agnon wohl seinen Geburtsort Buczacz ironisch hebraisiert. Aber der Dichter hat sich nun aus den Tagen seines Großvaters fast bis in die Gegenwart vorgeschrieben: wie so oft bei ihm erhalten wir irgendwo in der Mitte dieser scheinbar zeitlosen Bücher ganz beiläufig eine genaue Angabe über das Jahr der Handlung: diesmal liegt sie um den russisch-japanischen Krieg herum, spielt also vor etwa 30 Jahren. In der Tat hat sich auch schon allerlei geändert; nicht mehr stehen die Thoragelehrten in der Mitte, sondern mittlere und kleine Kaufleute, fromm, doch mit etwas notdürftigem jüdischem Wissen, daneben Aufklärer, *Maskilim*, auch die meist noch fromm und mit noch notdürftiger allgemeiner Bildung. Am Rande des Geschehens aber erscheinen bereits Anhänger des Zionismus und der *Poale-Zion*.

So hat sich also mit der vorrückenden Zeit die Umwelt gewandelt, aber Agnons Menschen, Motive und sprachliche Mittel sind dieselben geblieben: passive Helden, die sich treiben lassen; "geschadchente" vermittelte Ehen, die nach allerlei Wirrungen doch noch so etwas wie ein Glück hergeben; die Sprache der jüdischen "Maasse-Bücher" mit ihrer altertümlichen Nicht-Interpunktion, oft, besonders in den köstlichen Dialogen, hart an der Realität des Alltags entlang, nie in sie hineinführend, und gelegentlich ironisch aufgeheilt durch einige übermoderne Wortformen wie *Dawar* für Postmann oder ein keckes Hithpoel wie *lehitawot*, "Vater werden". Nur die Nachweise der biblischen und nachbiblischen Zitate, die den vorhergehenden großen Roman *Hachnassat Kalla* ("Brautausstattung") und die Eingangserzählung des neuen Geschichtenbandes "Im Herzen der Meere" zu rechten Lernbüchern machen, fehlen in diesem Roman aus der Welt der Ame-Haarez.

Was geschieht in ihm? Herzlich wenig! Eine Mutter stirbt — wie in der herrlichen Novelle "Im Mittagsschweigen ihrer Tage", deren Motive auch sonst wieder auftauchen —, und eine Tochter findet als unbezahlte Dienstmagd bei reichen Verwandten in Schibusch, der Nachbarstadt, Arbeit und Brot. Hirschel, der Sohn des Hauses, verliebt sich in sie, doch er darf sie nicht nehmen, wird an ein rechtes Landmädchen verheiratet, zeugt ein ungeliebtes erstes Kind, fällt in Schlaflosigkeit, Trübsinn und vorübergehendes Irresein, zu dem die Familie disponiert ist, wird von einem menschenfreundlichen Lemberger Arzt geheilt, kehrt nach Hause zurück, zeugt ein zweites, geliebtes Kind und wird auf seine Art noch "glücklich". Blume aber, das feine, das arme Mädchen? Sie ist nun Dienstmagd bei einem Schriftsteller, den wir mitsamt seinem romantischen Schicksal schon aus *Bidmi Jameha* kennen: er hat die Tochter einer einst vergeblich Geliebten zur Frau gewonnen. In seinem Hause wartet Blume auf unseren Dichter, der ihren und ihrer erfolglosen Anbeter Schicksalsfaden vielleicht nächstens weiterspinnen wird. Denn wie in der Geschichte von "R. Gadiel, dem Kinde" wird uns auch hier am Schluß gezeigt, daß wir in Wahrheit doch noch nicht ganz am Ende sind. Ja, selten nur schnürt dieser Meister des epischen Schweigens den Faden der Erzählung zum letzten Knoten; ein Stück hängt, wie im Leben, immer wieder heraus und lockt zum Weiterknüpfen. Selten auch sind die Motive ganz deutlich, die Pointen ganz zugespitzt; der übermächtige, wirklich-überwirkliche Zwang des Milieus schließt die Lücken der psychologischen Kausalität, und wem der nicht ausreicht, die Ergebung in Gottes-Willen.

Es ist also wirklich eine ganz "einfache Geschichte", doch sie greift dem Leser eigentümlich ans Herz und rührt ihn sehr auf: wir möchten diesen beiden guten jungen Leuten Blume und Hirschel so gerne helfen, aber ihre merkwürdige Lähmung ergreift auch uns; die schwere und trübe Luft von Schibusch, die selbst seine Amerikawanderer wieder zurückzieht und in ihren Bereich zwingt, nimmt uns jede Tatkraft, wir beginnen zu träumen, rei-

ben uns die Augen und Fragen: Wo sind wir denn? In *Schibusch*? Oder — in *Seldwyla*?

### III.

“Diese Geschichte zu erzählen, würde eine müßige Nachahmung sein, wenn sie nicht auf einem wirklichen Vorfall beruhte, zum Beweise, wie tief im Menschenleben jede jener Fabeln wurzelt, auf welche die großen alten Werke gebaut sind. Die Zahl solcher Fabeln ist mäßig; aber stets treten sie in neuem Gewande wieder in die Erscheinung und zwingen alsdann die Hand, sie festzuhalten.”

Gottfried Keller in  
“Romeo und Julia auf dem Dorfe”, Anfang.

Ja, auch Kellers “Leute von Seldwyla” sind *Ballonim*, halbe oder ganze Nichtstuer; und auch dort brechen Herzen, weil die Überlieferungen der Familien übermächtig sind. Auch ihre Geschichten werden in einer leicht archaischen Sprache erzählt, und auch Keller liebt, wie Agnon und freilich auch Homer, die ausführliche Schilderung von Festgelagen und Volksfeiern; auch bei ihm wird viel und ausführlich gegessen und, allerdings, noch mehr getrunken; auch er liebt die *Menzoth*, die fertig geprägten Sprachstücke, nur daß ihm seltener die Bibel als Goethe zum Bergwerk dient, aus dem er das edle Metall zieht: er zitiert ihn manchmal ohne Quellenangabe kanonisch.

So entspricht das “literarhistorische Motiv” in Kellers Dichtung dem “Lernen” bei Agnon: die Lektüre Shakespeares wird für Pankraz den Schmoller, die Goethes für den Grünen Heinrich zum umwandelnden Erlebnis; ähnliches freilich geschieht Thomas Buddenbrook durch Schopenhauers Hauptwerk.

Auch Keller schreibt sich, wie etwa noch Gustav Freytag, von den *Züricher Novellen* bis zu *Martin Salander* in die Gegenwart hinein, und auch bei ihm kommt sie schließlich schlechter weg als alle vergangenen Zeiten, denen das “Lob des Herkommens” aus dem Eingang des *Grünen Heinrich* gilt. Auch seine Helden träumen oft mehr, als sie tun, und Keller selber nennt sie einmal “Nichthelden”; immer wieder kehrt — auch bei ihm jene Wiederkehr! — das Motiv des Mannes, der seine Taten — wenigstens vorweg — in Gedanken ausbastelt: von Pankraz aus den *Leuten von Seldwyla* über den Ritter Zindelwald aus den *Sieben Legenden* bis zu Karl Hediger aus dem *Fähnlein der sieben Aufrechten*. Keller und Agnon sind durchaus bürgerliche Dichter; sie wurzeln in der Überlieferung ihres Volkes und verklären einen realen historisch-gesellschaftlichen Zustand, der sich in Zeit und Raum genau bestimmen läßt, mit mehr oder minder kritischer — Liebe.

Auch Keller schließlich schreibt Legenden, und jeder einzelnen stellt er einen *Passuk*, einen Satz der Bibel oder der frommen Schriftsteller voraus, der die Pointe zusammengefaltet enthält und dem sie dann in der Erzählung listig oder geradezu entlockt wird, ganz wie das schon dem "Mausen" Spiegels, des Kätzchens, geschehen ist.

Also hätte Dein Kellerleser, lieber Calvary, ganz recht mit seinem Ausruf "Das ist Agnon!"? Doch nicht so ganz.

#### IV.

"So manchen guten Mann wir unser nennen,  
Die Quelle seines Wertes springt im Volke,  
Und was er ist, dankt jeder dieser Quelle."

Gottfried Keller im  
"Prolog zur Schillerfeier in Bern 1859".

Gerade die scheinbar äußerste Nähe, die der "Sieben Legenden" zu Agnons aggadischen Erzählungen, wird uns die wesentlichen Unterschiede aufweisen, die, bei aller Vergleichbarkeit des "Stellenwertes", zwischen dem Deutschschweizer und dem Juden bestehen.

*Harry Mayne* hat in seiner Analyse der sieben Legenden sehr fein an den Begriff der "Kontrafakturen" erinnert: So nennt man die kirchlichen Umbiegungen weltlicher Gedichte ins Geistliche, von Volksliedern zu Chorälen usw. Keller macht, wie er im "Vorwort" selber betont, diese Umwandlung wieder rückgängig; er stößt zu dem — wirklichen oder möglichen — weltlichen Kern vor, aus dem einst die Legende erwachsen ist und biegt sie wieder in ihn zurück. Daher sprechen und zitieren seine Himmelsgeister mit eher gallischer als germanischer Ironie, nicht unähnlich den sündhaften Theologen des Rabelais oder den rebellischen Engeln des Anatole France.

Freilich: nicht nur der Schüler Ludwig Feuerbachs, dem dessen Heidelberger Vorträge ein Leben lang unvergeßlich blieben, auch der Schüler der Jeschiwah, der sie nie zu lieben aufhören wird, bedient sich des Mittels der Ironie, um seine Gestalten und deren Lebenswelt episch zu objektivieren. Der Unterschied ist nur der, daß Kellers Ironie die auch ihr eigene Positivität ganz im Hintergrund hat, in den vorderen Schichten aber lebt sie noch durchaus von der kämpferischen Schärfe des Aufklärers, der sich für die eigene Gegenwart aktiv verantwortlich fühlt und sich daher nicht scheut, das Faule oder Verlogene rücksichtslos zu zerstören, um dem Gesunden und Wahrhaftigen den Weg frei zu machen; Agons Ironie aber ist, wenn die Paradoxie gewagt werden darf, gläubige Ironie, *ironische Einfalt*, und wenn Kritik, so nur ganz von innen her: ein leichtes sich Abheben von seinen Menschen, um sie gewisser unter den Arm fassen und wieder zu ihrem Volke leiten zu können, das sie im Grunde niemals verlassen haben.

So auf den weltanschaulichen Gegensatz aufmerksam geworden, der sich in der verschiedenartigen Behandlung ähnlicher Motive ausdrückt, fällt uns nun auch ein rein künstlerischer auf: Keller sieht besser, Agnon hört besser. Unvergleichlich ist es, wie Keller durch einen Vergleich eine Szene malt — Agnon wollte gewiß nie Maler werden! —, wie er das Äußere eines Menschen greifbar, eine Landschaft sichtbar macht: all das wird bei Agnon mit nackten Worten eben nur benannt. Aber den Tonfall der Agnonschen Menschen vergessen wir nie, ihre halben, abgebrochenen Sätze haften uns besser im Ohr als die manchmal allzu wohlgesetzte, wenn auch stets wahrhaft gesinnungsvolle Beredsamkeit der Kellerschen Helden. Sollte hier, vor allem Bestimmenden der persönlichen Anlage, jener seit Buber oft formulierte Unterschied walten zwischen dem griechisch-germanischen Augenmenschen, dessen Gott, wie der des Grünen Heinrich, "von Weltlichkeit strahlt", und dem jüdischen Empfänger, Überlieferer, Kündler der hörbaren Lehre des unsichtbaren Schöpfers und Offenbarers?

Auf diese Frage, lieber Calvary, wirst Du hoffentlich in Deiner Antwort oder sonst gelegentlich eingehen, zumal Du ja, bei oder wegen aller tiefen Sicherheit Deines Lernens, Lehrens und Wirkens im Judentum, recht mißtrauisch bist gegen jede verendgültigende Formulierung seines "Wesens" oder "Geistes".

Von Herzen der Deine  
Ernst Simon